

Meine Damen und Herren, im Neuen Testament, dem Evangelium nach Lukas, Kapitel 14, Vers 25–33 ist zu lesen: »Es ging aber eine große Menge mit Jesus; und er wandte sich um und sprach zu ihnen: Wenn jemand zu mir kommt und hasst nicht seinen Vater, Mutter, Frau, Kinder, Brüder, Schwestern und dazu sich selbst, der kann nicht mein Jünger sein. Und wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein. Denn wer ist unter euch, der einen Turm bauen will und setzt sich nicht zuvor hin und überschlägt die Kosten, ob er genug habe, um es auszuführen, damit nicht, wenn er den Grund gelegt hat und kann's nicht ausführen, alle, die es sehen, anfangen, über ihn zu spotten, und sagen: Dieser Mensch hat angefangen zu bauen und kann's nicht ausführen? Oder welcher König will sich auf einen Krieg einlassen gegen einen andern König und setzt sich nicht zuvor hin und hält Rat, ob er mit zehntausend dem begegnen kann, der über ihn kommt mit zwanzigtausend? Wenn nicht, so schickt er eine Gesandtschaft, solange jener noch fern ist, und bittet um Frieden. So auch jeder unter euch, der sich nicht lossagt von allem, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein.«

Wir setzen heute die Reihe zum Dekalog fort mit dem 4. Gebot: In Luthers *Kleinem Katechismus* lautet es: »Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass dir's wohl ergehe und du lange lebest auf Erden.« Und die Erklärung gibt Luther auch: »Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir unsere Eltern und Herren nicht verachten noch erzürnen, sondern sie in Ehren halten, ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und wert haben.«

Wie verträgt sich das grundsätzliche Liebesgebot des Christentums, das Dreifachgebot »Du sollst den Herrn deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüte und mit aller deiner Kraft. Und deinen Nächsten wie dich selbst« mit der von Lukas berichteten Aufforderung Jesu an die Menschen zum Hass auf die Eltern und alles, was ihnen nahesteht?

Abgesehen davon, dass die Bibelforscher uneins sind über die Übersetzung des Textes in HASEN, geht es im biblischen Verständnis von Hass nicht um einen emotionalen Zustand, sondern die Aufforderung zum Hass ist die Aufforderung, sich freizumachen von allem, was der Liebe zu Gott im Wege steht. Die enorme Konsequenz des Loslassens, um Jesus zu folgen, die Lukas fordert, steht in einer dialektischen Verbindung mit der Aufforderung, die Folgen des jeweiligen Handelns zu planen und zu kalkulieren. Wolfgang Huber hat das in einer Predigt so beschrieben: »Es geht nicht um die Aufforderung zum Turmbauen oder zum Kriegführen. An diesen drastischen Beispielen wird vielmehr gezeigt, dass vorausschauendes Planen nicht nur zur Geschäftstüchtigkeit, sondern auch zur Glaubenstüchtigkeit gehört.«

Gleichwohl haben die Lukas-Verse auch heute eine eminent politische Dimension. Dabei geht es gar nicht zuerst um den Vergleich von Geschäfts- und Glaubenstüchtigkeit, der ein anderes höchst interessantes Thema wäre, sondern um die grundsätzliche Freiheit, die unverzichtbar ist, um den Geboten Gottes in einem zeitgenössischen Sinn Folge leisten zu können. Und Freiheit meint hier nicht jenen durch präsidiale Sonntagsreden ins Erbärmliche herabgewürdigten Begriff politischer Folgsamkeit und auch nicht den vollkommenen Verzicht auf materielle Güter, sondern die Freiheit des Denkens und der Reflexion, die Freiheit, sich zu entscheiden und sich ein eigenes Bild zu machen von den Dingen und Ereignissen, die uns umgeben und bedrohen. Oder, um Oswald Spengler aus dem *Untergang des Abendlandes* zu zitieren: »Was ist Wahrheit? – Drei Wochen Pressearbeit, und alle Welt hat die Wahrheit erkannt. Ihre Gründe sind so lange unwiderleglich, als Geld vorhanden ist, sie ununterbrochen zu wiederholen.« Schon damals, 1918, war dies nicht zuletzt

eine Erkenntnis aus der allgegenwärtigen Kriegspropaganda.

Wir haben auch diese Ausstellung wieder als einen freien Assoziationsraum konzipiert, wie vordem auch, nicht als Kunstaussstellung, sondern als eine Ansammlung von Dingen und Artefakten, die verfügbar sind, ohne einen kunstbetrieblich aufwendigen Leihverkehr in Gang zu setzen. Denn der Kontext verändert oder erweitert die Bedeutung auch der einfachen Dinge. Es muss nicht weiter erklärt werden, was zum Beispiel eine Broschüre über ein evangelisches Waisenhaus in Syrien in den 1920er Jahren über ihre sachlichen Mitteilungen hinaus heute erzählen kann. Oder die Fotografien von Andrea Diefenbach aus der Serie *Land ohne Eltern*, die moldawische Eltern zeigen, die ihre Kinder zurücklassen, um in reicheren Ländern einen kargen Lebensunterhalt zu verdienen, der auch den Zurückgebliebenen das Überleben ermöglicht. Oder die Sequenz aus Godards Film *Eine Frau ist eine Frau*, in der es der zauberhaften Anna Karina darum geht, überhaupt erst einmal Mutter zu werden.

Die Eltern-Kinder-Problematik ist ebenso vielschichtig wie gegensätzlich deutbar und auch nicht auf das biologische Verhältnis zu beschränken. *Die Angst – Der Krieg*. Letzterer sei aller Dinge Vater, liest man bei Heraklit. Er beherrscht jetzt wieder unser politisches und gesellschaftliches Denken und Fühlen. Wie könnten wir ihn aussparen? Und wenn uns die sogenannten Mainstream-Medien zum Jahrestag des Beginns des Ersten Weltkrieges unisono mitteilen, das ganze deutsche Volk sei einer kollektiven Euphorie verfallen gewesen, muss daran erinnert werden, dass es Menschen wie Karl Liebkecht gab, die jene Freiheit der Reflexion und politischen Analyse besaßen, die zum klaren Widerspruch ermutigte.

Doch wir wollen hier nichts erklären oder Antworten geben, die wir selbst nicht haben, sondern zum Nachdenken anregen – und dies im Sinne von Essays. Vor deren unbefangenen Gebrauch hat allerdings schon Adorno gewarnt, als er schrieb: »In Deutschland reizt der Essay zur Abwehr, weil er an die Freiheit des Geistes mahnt, die, seit dem Misslingen einer seit Leibniz'schen Tagen nur lauen Aufklärung, bis heute auch unter den Bedingungen formaler Freiheit, nicht recht sich entfaltet, sondern stets bereit war, die Unterordnung unter irgendwelche Instanzen als ihr eigentliches Anliegen zu verkünden.«

Heute, wo die sogenannte Wirklichkeit aus allen Kanälen ständig auf uns eindringt, kommt noch ein Aspekt hinzu, den Dietmar Dath gestern in der FAZ so beschrieben hat: »Es wächst eine Generation heran, die so unvorbereitet im Sperrfeuer von Bildern steht, welche behaupten, Wirkliches wiederzugeben, dass man im Evidenzgewitter schon fürchten muss, dass sich bald nur noch Blinde ein Urteil übers Vorhandene jenseits der Suggestion abverlangen werden.«

Hier geht es nicht um Suggestion und nicht um Evidenz, wohl aber um Urteile, die nicht wir fällen, sondern Sie, die Betrachter, wenn Sie das denn wollen. Wir haben uns schon bei der Konzeption des gesamten DEKALOG-Projekts der Guardini Stiftung auf die Filmreihe zum Dekalog des polnischen Regisseurs Krzysztof Kieślowski bezogen, der seine zehn Drehbücher gemeinsam mit dem Anwalt und Autor Krzysztof Piesiewicz entwickelt hat. Kieślowski hat einen Text zur Entstehung der Reihe geschrieben. Und weil ich mich heute auf das Zitieren verlegt habe, möchte ich Ihnen daraus die Essenz vortragen: »Wir kamen zu der Lösung, dass der Bezug zwischen der Handlung und den Geboten nur lose sein durfte. Die Filme sollten sich etwa in dem Maße auf die Gebote beziehen, in dem sich die Gebote auf unser Leben beziehen. Wir haben uns eine Art Spiel mit dem Zuschauer zur Regel gemacht. Wir sagen zu ihm: Dekalog 1. Er schaut sich den Film an, und dann möchte er herausfinden, was das bedeutet. Er beginnt, nach dem Gebot zu suchen. Ob er

will oder nicht, zwingt er sich zu einer gewissen intellektuellen Anstrengung. Und wir wünschen uns, dass er diese Anstrengung unternimmt, weil wir den Zuschauer ernst nehmen. Wir servieren ihm nicht alles auf dem Tablett. Wir waren bemüht, die Drehbücher so zu konstruieren, dass für den Zuschauer nach der Vorführung die gleiche Frage offenblieb, die sich uns stellte, als wir vor dem weißen Blatt saßen.« Soviel zur Methode, die am Ende offenlässt, ob der Besucher sich an dem Spiel beteiligen möchte oder nicht. Weitergehende Erklärungen, selbst wenn wir sie denn hätten, würden das Spiel jedenfalls zunichte machen.

Ich möchte zum Schluss denen danken, die sich dieses Mal daran beteiligt haben. Adéla Součková aus Prag, die wir gebeten haben, in Wandzeichnungen ihren Assoziationen zum Thema freien Raum zu lassen, und Martin Honert, der für diese Ausstellung eine autobiografische Fotoarbeit über seine eigene Kindheit gemacht hat. Von fern danken wir Anna Blume in Köln, die die fünfteilige Serie *Ödipale Komplikationen: Flug-Versuch* von Bernhard Blume mit seiner Mutter für uns neu produziert hat. Ein verbindendes, wiederkehrendes Exponat dieser Ausstellungsreihe ist ein jeweils anderes Brot des Lebens des Dresdner Malers Theodor Rosenhauer. Dieses ist 1947 entstanden und kommt aus dem Stadtmuseum Dresden. Allen Leihgebern sei herzlich gedankt.

Matthias Flügge